

Hans-Georg BANDI, Bern:

ZUR EISZEITKUNST-THEORIE VON A. LEROI-GOURHAN*

Mit der Erforschung der Eiszeitkunst ist der Name des französischen Prähistorikers Abbé Henri Breuil (1877–1961) aufs engste verbunden. Er hat auf diesem Gebiet Außerordentliches geleistet, und wenn heute ein umfangreiches Dokumentationsmaterial zur Verfügung steht, so ist das zu einem wesentlichen Teil sein Verdienst. Es ist deshalb verständlich, daß auch seine Ansichten über die Bedeutung der jungpaläolithischen Kleinkunst und Felsbilder während langer Zeit die Forschung maßgebend beeinflussten. Zwar stammen durchaus nicht alle Deutungen von Breuil selbst. Vieles hat Salomon Reinach schon vor ihm geäußert, manches ist von anderen Forschern beigetragen worden. Aber dank seiner Autorität haben die Hypothesen in der von ihm übernommenen, abgeänderten oder ergänzten Form allmählich die Bedeutung unumstößlicher Fakten bekommen. Diese Hypothesen, die nicht zuletzt auf – zum Teil etwas willkürlich verwendeten – völkerkundlichen Hinweisen aus dem Bereich rezenter Jägervölker basieren, lassen sich etwa wie folgt zusammenfassen. Die Werke der Eiszeitkunst, insbesondere die Felsbilder, sollen im Dienste magischer Vorstellungen und Bräuche gestanden haben, welchen der Mensch auf der Stufe des höheren oder spezialisierten Jägertums große Bedeutung in bezug auf die Sicherstellung seines Lebensunterhaltes beigemessen hat und zum Teil noch heute beimißt. Man spricht von Jagdmagie oder Tötungszauber, womit die Möglichkeit gemeint ist, daß der späteiszeitliche Mensch sein Jagdwild zum Teil durch eingezeichnete Waffen oder Wunden symbolisch getötet habe, um sich auf diese Weise den Jagderfolg zu sichern; oder von Vermehrungszauber, der durch Wiedergabe sich paarender oder trächtiger Tiere dazu verhelfen sollte, daß der Wildbestand nicht abnahm. In der Folge glaubte die von Breuil vertretene Deutungstendenz Fruchtbarkeitszauber auch im Zusammenhang mit den viel selteneren Wiedergaben von Menschen oder Sexuelsymbolen zu erkennen. Ferner wurden in bestimmten anthropomorphen Figuren Personen vom Typus des Medizinmannes, von Ahnen- und Buschgeistern oder Wesen aus dem Vorstellungskreis des „Herrn der Tiere“ vermutet.

Nun läßt sich aber nicht übersehen, daß alle diese Deutungen hypothetischer Art sind und keine endgültige Beweiskraft haben. Es ist deshalb begreiflich, daß Versuche unternommen wurden, sie zu überprüfen. In besonders eingehender Weise hat dies Breuils Landsmann A. Leroi-Gourhan getan, der, sich auf Vorarbeiten seiner Schülerin A. Laming-Emperaire stützend, zu ganz neuen Ansichten gekommen ist. Maßgeblichen Einblick in seine Auffassungen vermittelt vor allem ein von ihm

* Dieser Aufsatz erschien erstmals 1973 in Nr. 140/25.3. der „Neuen Zürcher Zeitung“; für den Neudruck in ALMOGAREN wurde er leicht ergänzt.

veröffentlichter Prachtband, der 1965 in französischer Sprache erschienen und später vom Verlag Herder in deutscher Übersetzung vorgelegt worden ist. Dieses umfangreiche Werk ist sowohl durch die Fülle des darin enthaltenen Materials als auch durch die Qualität der vielfach farbigen Wiedergaben eiszeitlicher Wand- und Kleinkunst höchst beachtlich; ohne Übertreibung darf gesagt werden, daß es die anschaulichste und reichhaltigste illustrierte Zusammenfassung der künstlerischen Hinterlassenschaften von Menschen der oberen Altsteinzeit in Westeuropa ist, die je vorgelegt wurde. Auf dem Hintergrund dieser riesigen Dokumentation hat der Autor seine Vorstellungen über Datierung und Bedeutung der Eiszeitkunst, insbesondere seine Erklärung für den Sinn der Höhlenbilder, dargelegt. Er unterscheidet vier Stilgruppen, die er wie folgt mit jungpaläolithischen Kulturen Westeuropas verbindet und absolut datiert:

Stilgruppe I

Typisches Aurignacien und frühes Gravettien (32 000–23 000 v. Chr.)

Stilgruppe II

Mittleres Gravettien bis und mit mittleres Solutréen (23 000–17 000 v. Chr.).

Stilgruppe III

Jüngeres Solutréen und frühes Magdalénien (17 000–14 000 v. Chr.).

Stilgruppe IV

Mittleres und jüngeres Magdalénien (14 000–8 000 v. Chr.).

Hinsichtlich der Deutung der Eiszeitkunst geht Leroi-Gourhan eigene Wege, wobei er sich auf die statistische Auswertung einer großen Zahl von Höhlen stützt. Allerdings macht er es dem Leser nicht leicht, seinen Überlegungen zu folgen. Das Kernstück seiner Hypothese besteht darin, daß die Anbringung von Tierfiguren, Menschendarstellungen und Zeichen in Form von Gravierungen, Malereien oder Flachreliefs in den Höhlen planmäßig nach einem ganz bestimmten System erfolgt sein soll. Dazu gehört zunächst einmal die räumliche Verteilung der Bilder, bei welcher die folgenden sieben Zonen eine Rolle spielen sollen:

1. die Stelle, wo man beim Vordringen vom Höhleneingang auf die ersten Bilder stößt;
2. Verbindungsgänge zwischen größeren Höhlenteilen;
3. Stellen im vorderen Teil von Spalten, Ausbuchtungen oder Nischen;
4. die abgelegensten, hintersten Stellen mit Figuren;
5. die zentralen Partien der mit Bildern versehenen Teile großer Höhlenerweiterungen oder -säle;
6. die marginalen Partien der unter 5. erwähnten Zonen;
7. Stellen im Innern von Spalten, Ausbuchtungen oder Nischen im Bereich der unter 5. erwähnten zentralen Höhlenteile.

Weiter kommt nach Ansicht von Leroi-Gourhan der Verteilung der Darstellungen auf diese sieben Zonen große Bedeutung zu. Hier ist als erste die Gruppe der soge-

nannten Zeichen zu erwähnen. Leroi-Gourhan glaubt zu erkennen, daß es zwei Kategorien von Zeichen gibt, die er als männliche beziehungsweise weibliche Sexualsymbole anspricht. Bei den weiblichen geht er von Figuren aus, die seit langem als Vulvendarstellungen und Frauensilhouetten gedeutet worden sind. Seiner Ansicht nach lassen sich verschiedene andere Motive, die man bisher als tektiform, skutiform, schachbrettartig usw. bezeichnete oder als Verwundungen betrachtete, als Ableitung davon ansprechen, das heißt als stilisierte weibliche Geschlechtsorgane. Bei den männlichen Zeichen ist die Sache schwieriger: wie Leroi-Gourhan sagt, wäre ihre Erfassung ohne eine – allerdings nur einmal nachgewiesene – weitgehend naturalistische Phallusgravierung auf einem halbzyklindrischen Stäbchen aus Rengeweiß von La Madeleine in der Dordogne und ohne die Berücksichtigung gewisser statistischer Feststellungen kaum möglich gewesen: was früher als mehr oder weniger naturalistische Wiedergaben von Harpunen oder Pfeilspitzen, als Orientierungsmarken im Höhlenlabyrinth usw. angesprochen worden ist, wird von ihm nun hier eingereiht beziehungsweise als männliche Sexualsymbole aufgefaßt.

Weiter wird hervorgehoben, daß rund zwei Drittel der als männlich angesprochenen Zeichen in den Höhlenzonen 1–4 und 6 vorkommen, der Rest in den Zonen 5 und 7. Bei den weiblichen Symbolen ist dies ganz anders: über 90% von ihnen finden sich in den als 5 und 7 bezeichneten großen, zentralen Höhlenpartien, der Rest in den übrigen fünf peripheren Zonen. Fast alle weiblichen und nur ein Drittel der männlichen Symbole sind somit in den zentralen Höhlenbereichen angebracht, viele männliche und nur sehr wenige weibliche in den peripheren Zonen. Ähnliche Beobachtungen wie in Hinsicht auf die Zeichen glaubt Leroi-Gourhan auch in bezug auf Menschen- und Tierdarstellungen vorlegen zu können. Frauenwiedergaben finden sich vornehmlich im Bereich der 5. Höhlenzone, also ähnlich wie die weiblichen Symbole in den zentralen Sälen und Erweiterungen. Die etwas häufigeren Männerfiguren kommen fast nur in den hinteren Höhlenteilen oder dann in den marginalen Zonen zentraler Kompositionen vor.

Hinsichtlich der Tierfiguren geht aus Leroi-Gourhans sorgfältigen statistischen Untersuchungen in 66 Höhlen mit rund 2200 Einzeldarstellungen ebenfalls ein Dualismus hervor. Zwei Tierarten, Wisent und Auerochse, kommen ähnlich wie die Frauenfiguren fast ausschließlich, das heißt mehr als 90%, in den zentralen Höhlenpartien vor. Sie werden deshalb von Leroi-Gourhan zu einer Gruppe B zusammengefaßt. Alle anderen Tiere teilt er der Gruppe A zu. Von ihnen trifft man allerdings das Pferd mit 86% ebenfalls recht häufig im Bereich der zentralen Bildsituationen an, daneben aber auch in anderen Höhlenzonen.

Schon aus dieser sehr vereinfachten Zusammenfassung geht hervor, daß die Ergebnisse der von Leroi-Gourhan und seinen Mitarbeitern in minuziöser Kleinarbeit durchgeführten statistischen Untersuchungen recht kompliziert sind. Wie bereits gesagt, glaubt er, daraus folgern zu können, daß die Höhlen Sanktuarien waren, die nach ganz bestimmten Grundprinzipien ausgestattet wurden, Prinzipien, die man statistisch erfassen, aber vorderhand kaum erklären kann. Immerhin scheint ihm ein Dualismus nachweisbar zu sein, die Gegenüberstellung des weiblichen und

des männlichen Prinzips: das weibliche, vertreten durch die Gruppe Wisent/Auerochse/Frau (einschließlich weiblicher Symbole), mehrheitlich in den zentralen Höhlenzonen und begleitet von einer beschränkten Zahl männlicher Motive, zu denen neben Männerfiguren und männlichen Symbolen vor allem das Pferd gehört; die Hauptzahl der Belege für das männliche Prinzip findet sich dagegen in den übrigen, mehr peripheren Teilen der Höhle. Weibliche und männliche Motive sind häufig in Gruppen von Paaren gleicher oder entgegengesetzter sexueller Bedeutung assoziiert. Die Entstehungszeit der Mehrzahl solcher nach Ansicht von Leroi-Gourhan planmäßig ausgestatteten Sanktuarien soll nur einen Teil der Gesamtdauer der Eiszeitkunst umfassen: obgleich es auch ältere und jüngere Belege gibt, setzt die „grande période des sanctuaires“ nach ihm während des Solutréen ein und endet vor dem späten Magdalénien, wobei er den Schwerpunkt zu Beginn des mittleren Magdalénien vermutet. Ferner lehnt er die früher oft geäußerte Ansicht ab, die Höhlen seien während sehr langer Zeit immer wieder aufgesucht worden, um den bereits vorhandenen Darstellungen weitere beizufügen: die meisten seien im Gegenteil während einer relativ kurzen Phase zu Sanktuarien gestaltet worden.

Wie erwähnt, ist Leroi-Gourhan hinsichtlich der Ausdeutung seiner statistischen Beobachtungen sehr vorsichtig und zurückhaltend. Immerhin gibt er einzelne Hinweise. Bevor dies durch Zitate gezeigt wird, sei noch hervorgehoben, daß er den Eindruck hat, die ganzen Höhlen hätten eine symbolisch-weibliche Bedeutung gehabt; dies gehe daraus hervor, daß man Markierungen besonders häufig bei Verengungen, Durchschlüpfen, Spalten und Höhlungen angebracht habe. Geben wir hier nun noch Leroi-Gourhan selbst das Wort:

„Wir können, ohne das Material zu überfordern, die Gesamtheit der figurativen Kunst des Paläolithikums als Ausdruck von Vorstellungen über die natürliche und übernatürliche Ordnung (die im steinzeitlichen Denken nur eine Einheit bilden konnte) der lebendigen Welt auffassen. Aber kann man noch weiter gehen? Es ist möglich, daß die Wahrheit diesem noch überaus weitgefaßten Rahmen entspricht. Für ein dynamisches Verständnis der Felsbilder jedoch müßte noch der Symbolismus des Speers und der Wunde mit einbezogen werden. Speer und Wunde, aufgefaßt als Symbole der geschlechtlichen Vereinigung und des Todes, würden sich in einen Zyklus des erneuerten Lebens einfügen, dessen Akteure sich zu zwei parallelen und einander ergänzenden Reihen ordnen: Mann, Pferd, Speer und Frau, Bison, Wunde. – So gelangen wir schließlich zu der – wenn auch vorläufigen – Vorstellung, daß die Steinzeitmenschen in den Höhlen die beiden großen Kategorien von Lebewesen, die männlichen und die weiblichen Symbole, die diesen entsprechen, und die Symbole des Todes darstellten, der den Jäger ernährte. In den Zentralzonen drückte sich das System durch die Häufung von männlichen Symbolen rund um weibliche Hauptfiguren aus, während in den anderen Teilen des Heiligtums anscheinend die männlichen Darstellungen exklusiv waren und Ergänzungen der unterirdischen Höhle selbst darstellten.“ (Leroi-Gourhan 1971, S. 209 f.)

Das alles wirkt zweifellos interessant und anregend, ist mit viel Einsatz und Akribie herausgearbeitet und entwickelt worden. Und doch wird man beim Versuch,

den Gedankengängen Leroi-Gourhans zu folgen, den Eindruck nicht los, daß er von Anfang an von seiner Theorie besessen war, daß er mit allen Mitteln etwas zu beweisen versucht, von dessen Existenz er fest überzeugt ist. Es konnte und durfte deshalb nicht ausbleiben, daß seine Hypothese diskutiert und kritisiert wird. Es wäre sicher nicht richtig, wenn sie beim heutigen – zwar immer noch lückenhaften und keinesfalls endgültigen, aber doch in mancher Hinsicht schon etwas fortgeschritteneren – Stand unserer Kenntnisse, wie zur Zeit der Entstehung der Theorie der Jagdmagie, unbesehen als endgültige Erklärung akzeptiert würde. Dies wäre ebenso falsch wie eine grundsätzliche Ablehnung. Die gewaltige Arbeit Leroi-Gourhans verdient es, ernstgenommen und sorgfältig abgewogen zu werden. Die Diskussion hat denn auch bereits eingesetzt, worüber im folgenden berichtet werden soll.

Zunächst ist zu sagen, daß die Theorie Leroi-Gourhans auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, daß man aber bei genauerer Prüfung auf Schwierigkeiten stößt, den oft äußerst komplizierten und gelegentlich rösselsprunghaften Gedankengängen ihres Promotors zu folgen. Es besteht jedenfalls die Gefahr, daß manch einer sie akzeptiert, weil er sie ganz einfach nicht versteht. Das sollte unter allen Umständen vermieden werden, da wir sonst Gefahr laufen, die weitere Erforschung der Eiszeitkunst mit einer schweren Hypothek zu belasten.

In bezug auf die von Leroi-Gourhan und seiner Schule angewandte statistische Methode stellt sich die Frage, ob sie uns hinsichtlich der Erfassung der eiszeitlichen Höhlenkunst wirklich weiterbringen kann. Wenn gezeigt wird, daß bestimmte Tierarten wie vor allem Wisent und Pferd häufiger dargestellt sind als andere, so ist dies an und für sich nicht neu. Zudem haftet dem von Leroi-Gourhan gewählten Verfahren, nicht Einzeldarstellungen, sondern „Sujets“ oder „Themen“ zu zählen, so daß also ein einzelnes Pferd in der Statistik die gleiche Rolle spielt wie eine ganze Gruppe von Wisenten, eine gewisse Willkürlichkeit an. Bei der statistischen Aufnahme wird übrigens den stilistischen Gegebenheiten, der Größe der Einzeldarstellungen, der Farbgebung und dem Vollendungsgrad kein Gewicht beigemessen, beziehungsweise die in Hinsicht auf die postulierte systematische Gestaltung der Sanktuarien nicht unwichtige Frage der Gleichzeitigkeit und Zusammengehörigkeit vernachlässigt. Selbst wenn die von Leroi-Gourhan vertretene Auffassung zutrifft, wonach die Mehrzahl der Höhlenbilder während einer verhältnismäßig kurzen Periode (Solutréen, älteres und mittleres Magdalénien) entstanden sein soll, handelt es sich dabei doch um einen Zeitraum von mehreren tausend Jahren. Dieser Tatsache müßte bei der statistischen Bearbeitung des Problems mehr Bedeutung zugemessen werden. P. J. Ucko und A. Rosenfeld, die sich eingehend und kritisch, wenn auch nicht immer ganz konsequent mit der neuen Theorie auseinandergesetzt haben, weisen ferner darauf hin, daß Leroi-Gourhan zwar den Anspruch erhebt, eine statistische Analyse vorgenommen zu haben – eine Behauptung, die in späteren Veröffentlichungen, die seine Ergebnisse benutzt haben, wiederholt worden ist –, aber an keiner Stelle eine statistische Überprüfung der numerischen Daten veröffentlicht hat. Die Franzosen R. Nougier und C. Barrière, die sich ebenfalls an der Diskussion beteiligen, bezweifeln zudem die von Leroi-Gourhan vorgelegten Zahlen, die nicht mit ihren eigenen Aufnahmen übereinstimmen sollen. Ähnliches belegen Ucko und

Rosenfeld von Les Combarelles: „Um die Diagramme zu vereinfachen und um die Hauptthemen in Les Combarelles gebührend emporzuheben, hat Leroi-Gourhan eine große Zahl der Darstellungen nicht in seine Analyse und in seinen Höhlenplan aufgenommen.“ (Ucko und Rosenfeld, 1967, p. 209).

Ein weiterer Punkt, der kritisiert wird, besteht darin, daß die Einteilung der Höhlen nach dem System von Leroi-Gourhan oftmals nicht möglich ist. Es handelt sich um unregelmäßige Gebilde, die sehr unterschiedlich gegliedert sein können. Dies erschwert oder verunmöglicht es aber in vielen Fällen, festzulegen, zu welcher der sieben von Leroi-Gourhan unterschiedenen Zonen bestimmte Darstellungen gehören; zumindest gibt es zahlreiche Fälle, wo man die Einteilung nach verschiedenen Gesichtspunkten vornehmen kann. Dazu kommt der Umstand, daß bei der Zuteilung von Einzeldarstellungen zu Bildergruppen eine gewisse Subjektivität ebenfalls nicht zu umgehen ist: was ist zum Beispiel zentral, was marginal, wo endet ein Bilderfries, wo beginnt der nächste? Interessant ist in dieser Beziehung die Aussage von J. Gausen hinsichtlich der von ihm untersuchten Höhle Gabillou in der Dordogne: „Wir haben uns bemüht, der topographischen Verteilung nachzugehen, ohne Erfolg gehabt zu haben. Tatsächlich scheint es uns, daß eine Unterteilung der Höhle in eine Reihe von Komplexen nur in willkürlicher Weise oder auf Grund einer vorgefaßten Meinung erfolgen kann.“ (Gausen 1964, p. 50). Ähnliche Vorbehalte werden auch in bezug auf weitere Höhlen gemacht.

Ein weiterer Punkt, wo Kritik an der neuen Hypothese vorgebracht wird, betrifft den stark im Vordergrund stehenden sexuellen Bereich. Wenn man prüft, worauf Leroi-Gourhans Vermutung beruht, das von ihm für die eiszeitlichen Sanktuarien postulierte System basiere auf der Gegenüberstellung eines männlichen und eines weiblichen Prinzips, dann stößt man als Ausgangspunkt auf die Sexualsymbole in Form von Zeichen. Nun darf wohl vermutet werden, daß die Interpretation bestimmter Zeichen als Vulven richtig ist. Einen ganz eindeutigen Beweis dafür gibt es allerdings nicht, und zudem ist ihre Zahl beschränkt. Leroi-Gourhan hat im Rahmen recht gewagter Ableitungen von solchen Vulvendarstellungen und von mehr oder weniger stark stilisierten Frauenfiguren eine große Zahl weiterer Zeichen als weiblich erklärt, so zum Beispiel schachbrettartige Muster, was nicht unbedingt überzeugend wirkt. In bezug auf die männlichen Zeichen gibt Leroi-Gourhan wie erwähnt selbst zu, daß ihre Erfassung recht problematisch ist.

Leroi-Gourhans Hypothese basiert also weitgehend auf der Verteilung dieser von ihm als weiblich und männlich angesprochenen Zeichen in den Höhlen. Dabei spielt auch eine Rolle, daß das Anbringen von Frauen- und Männerdarstellungen nach dem gleichen Prinzip erfolgt sein soll. Ihre Zahl ist aber so unbedeutend, daß damit kein System aufgebaut werden konnte, sondern die Beziehung der Zeichen notwendig war. Leroi-Gourhan glaubt ferner zu erkennen, daß bestimmte Tierarten die gleiche Verteilung haben wie die von ihm als weiblich gedeuteten Zeichen, während andere in dieser Beziehung mit den männlichen übereinstimmen sollen. Daraus leitet er – auf einen einfachen Nenner gebracht – seine Auffassung ab, die unterirdischen Sanktuarien seien auf Grund eines durch die Gegenüber- oder Nebeneinanderstellung

männlicher und weiblicher Prinzipien gekennzeichneten Systems planmäßig mit Darstellungen von Tieren, Zeichen und Menschen ausgestattet worden. Abgesehen davon, daß das Vorgehen, das zu diesem Schluß führte, nicht recht überzeugen will – der Beweis für die „Männlichkeit“ oder „Weiblichkeit“ der für die Theorie so wichtigen Zeichen ist sicher nicht erbracht –, können auch im einzelnen dagegen Einwände gemacht werden.

Zunächst fällt auf, daß die Eiszeitkünstler bei den Tierfiguren recht wenig Gewicht auf die Wiedergabe der primären Sexualmerkmale gelegt haben, beziehungsweise daß solche sehr häufig gänzlich fehlen. Auf der anderen Seite läßt sich auf Grund sekundärer Merkmale in vielen Fällen klar erkennen, ob der eiszeitliche Künstler ein weibliches oder ein männliches Tier darstellen wollte. Deshalb mutet es merkwürdig an, daß nach der Theorie Leroi-Gourhans ein deutlich männlicher Wisent das weibliche Prinzip verkörpern kann, während eine Pferdestute als männliches Symbol aufgefaßt wird. In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß Laming-Empeaire und Leroi-Gourhan in bezug auf die Wertung dieser beiden Tierarten zu gegensätzlichen Auffassungen gekommen sind: für Laming-Empeaire steht das Pferd mit dem weiblichen und der Wisent mit dem männlichen Prinzip in Verbindung. Viele Kritiker haben dort eingehakt, was aber nicht ganz richtig sein dürfte. Wichtig ist doch wohl, daß sowohl Laming-Empeaire als auch Leroi-Gourhan auf Grund ihrer statistischen Untersuchungen zu der Überzeugung gekommen sind, die Verteilung der Darstellungen in den Höhlen deute auf ein System, dessen wichtigstes Charakteristikum das Vorhandensein zweier verschiedener Prinzipien sei. Dabei spielt dann die Frage, welche Darstellungen dem einen, welche dem andern angehören, eine untergeordnete Rolle. Wenn zwei so hervorragende Forscher in seriöser Kleinarbeit zu einem grundsätzlich übereinstimmenden Ergebnis kommen, dann mögen sie in der Tat auf einer wichtigen Spur sein. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß tatsächlich eine etwas eigenartige Verteilung der verschiedenen Darstellungsgruppen in den Höhlen besteht, so zum Beispiel die Konzentration von Wisenten, Auerochsen und Pferden in den zentralen Zonen. Das mag irgendwie Bedeutung haben, aber sie muß keineswegs in der von Leroi-Gourhan vermuteten Richtung gehen: wäre es nicht zum Beispiel auch möglich, daß die einzelnen Tierarten mit bestimmten Riten in Beziehung standen, die mehr oder weniger Platz benötigten?

Man kann sich aber nicht des Eindrucks erwehren, daß er auf dieser recht schmalen Basis Theorien aufgebaut hat, die, gemessen am heutigen Stand unserer Kenntnisse, zu weit gehen. In dieser Auffassung wird man durch eine kürzlich erschienene neue Arbeit von Laming-Empeaire bestärkt, worin sie zur Ansicht kommt, ihre und Leroi-Gourhans Feststellungen über die Verteilung der Darstellungen in den Höhlen könnten auch anders gedeutet werden denn als Ausdruck des Gegensatzes zwischen dem männlichen und dem weiblichen Prinzip: anstatt um ein weltanschauliches handle es sich vielleicht um ein soziales Prinzip. Gestützt auf die Arbeiten von C. Lévi-Strauss, hat sie zusammen mit S. Gamelon begonnen, diesem Problem nachzuforschen. Nach ihrer neuen Hypothese würden die Tierfiguren menschliche Wesen darstellen, seien es ganze Gruppen oder mythische Vorfahren bestimmter Klane, deren Beziehungen das Verhältnis zwischen den von ihnen abstammenden sozialen

Verbänden beeinflussen. In diesem Sinne hält Laming-Emperaire es heute für möglich, daß die Gruppierung der Bilder in den Höhlen auf exogame Heiratspraktiken hinweisen könnte. Sie scheint die Absicht zu haben, dieser erst aufgeworfenen Frage in Zukunft weiter nachzugehen. Ihre neue Theorie, die auf den gleichen statistischen Erhebungen basiert wie die von Leroi-Gourhan vertretene Hypothese, zeigt doch wohl, wie unsicher und im Fluß alles noch ist.

Es wäre deshalb sicher verfehlt, nun in der Erforschung der pleistozänen Höhlenkunst auf die Ära Breuil ohne weiteres eine Ära Leroi-Gourhan folgen zu lassen, beziehungsweise die Hypothese der Jagdmagie durch jene eines weltanschaulichen Systems zu ersetzen. Wir kommen weiter, wenn wir in Kenntnis von dieser und weiterer Theorien nach ergänzenden Fakten Ausschau halten. Vielleicht kann die von Leroi-Gourhan angewandte statistische Methode nützliche Dienste leisten. Eine andere Möglichkeit ist die Zusammenarbeit von Prähistorikern und Zoologen. Schon allein eine genaue Überprüfung aller Tierdarstellungen in bezug auf ihre Artzugehörigkeit, ihr Geschlecht und ihr Alter würde manche überflüssigen Spekulationen ausschließen. Des weiteren kann der Verhaltensforschung eine große Bedeutung zukommen. Der eiszeitliche Mensch hat die Tiere zweifellos genau beobachtet, und er war sich bei ihrer Wiedergabe in der Höhlen- und Kleinkunst genau bewußt, in welchem Zustand er sie malte, gravierte oder skulptierte. Das berühmte „weidende Rentier“ aus dem Keßlerloch bei Thayngen (Kanton Schaffhausen) ist zum Beispiel sicher nicht im Begriff zu grasen, sondern bestimmte Details in seiner Haltung zeigen, daß es sich um ein männliches Ren während der Brunft handelt. Und die eigenartig zusammengekauerten Wisente in Altamira mögen weder erlegt noch verwundet oder schlafend, sondern im Begriffe sein, sich in ihrem Harn zu wälzen, um anschließend mit diesem Duft ihr Territorium zu markieren. In dieser Beziehung können auch subtile Detailuntersuchungen nützlich sein, wie sie der Amerikaner A. Marshäck an Kleinkunstwerken durchgeführt hat; mit Hilfe des Mikroskops war es zum Beispiel möglich, auf einem Lochstab von Montgaudier (Charente) zahlreiche bisher unbekannte Einzelheiten herauszuarbeiten und unter anderem eine winzige Fischgravierung auf Grund bestimmter Merkmale eindeutig als männlichen Lachs zur Zeit der jahreszeitlich fixierten Wanderungen flußaufwärts zu identifizieren. Wenn wir in dieser Richtung weitergehen, wird es uns eher möglich sein, die „Schrift“ des Eiszeitmenschen zu lesen, indem wir einzelnes, an das der Künstler vor Jahrtausenden bei der Ausführung von Tierdarstellungen bewußt oder unbewußt gedacht hat, zumindest erahnen können. Anlässlich eines Symposiums mit dem Titel „La contribution de la zoologie et de l'éthologie à l'interprétation de l'art des peuples chasseurs préhistoriques“ in Sigriswil (Kt. Bern) 1979 hat eine internationale Arbeitsgruppe begonnen, sich eingehend mit diesen Problemen zu befassen.

Wir sind zweifellos noch weit davon entfernt, die Rätsel, die uns die künstlerischen Hinterlassenschaften der späteiszeitlichen Jägerbevölkerungen Europas und anderer Teile der Alten Welt aufgeben, endgültig zu lösen. Leroi-Gourhans Arbeiten und ganz besonders sein vorliegendes großartiges Werk stellen ein beachtliches Stimulans dar. Das von ihm zusammengetragene und zum Teil in ganz neuen An-

sichten vorgelegte Material wird für die auch weiterhin notwendige Diskussion sehr nützlich sein. Seine Hypothese von der planmäßigen Anlage unterirdischer Sanktuarien im Rahmen eines weltanschaulichen Systems haben die festgefahrenen Deutungen wieder in Bewegung gebracht. Sorgen wir durch intensive und systematische Suche – übrigens ganz im Sinne von Leroi-Gourhan – dafür, daß wir nicht neuerdings in eine Sackgasse geraten.

LITERATUR

BANDI, H.-G.:

Eiszeitkunst und Zoologie. *Anthropos*, Vol. 63, 1968, p. 22–32.

- Quelques réflexions sur la nouvelle hypothèse de A. Leroi-Gourhan concernant la signification de l'art quaternaire. *Actas del Simposium Internacional de Arte Rupestre*, Santander, 1972, p. 309–319.

GAUSSEN, I.:

La grotte ornée de Gabillou. Bordeaux 1964.

KÜHN, H.:

Der Stand der Forschung über die Kunst der Eiszeit. *IPEK*, Bd. 22, 1966–69, p. 138–143.

LAMING-EMPERAIRE, A.:

La signification de l'art rupestre paléolithique. *Méthodes et Applications*. Paris 1962.

- Pour une nouvelle approche des sociétés préhistoriques. *Annales*, 24e année, No. 5, 1969, p. 1261–1269.

LEROI-GOURHAN, A.:

La fonction des signes dans les sanctuaires paléolithiques. *Bulletin de la Société Préhistorique Française*, t. 55, N° 5–6, 1968, p. 307–321.

- Le symbolisme des grands signes dans l'art pariétal paléolithique. *Bulletin de la Société Préhistorique Française*, t. 55, N° 7–8, 1958, p. 384–398.
- Répartition et groupement des animaux dans l'art pariétal paléolithique. *Bulletin de la Société Préhistorique Française*, t. 55, N° 9, 1958, p. 515–528.
- *Les Religions de la Préhistoire*. Paris 1964.
- *Préhistoire de l'art occidentale*, Paris 1965.
- *Prähistorische Kunst. Die Ursprünge der Kunst in Europa*. Freiburg i. Brg. 1971.

MARSHACK, A.:

The Baton of Montgaudier. *Natural History*, Vol. 79, N° 3, 1970, p. 56–63.

NOUGIER, L.-R. et BARRIERE, C.:

L'art préhistorique occidentale et ses problèmes. *Annales*, NS t. III, fasc. 1, p. 151–171, 1967 (*Travaux de l'Institut d'Art Préhistorique*, VIII–IX).

UCKO, P. J. and ROSENFELD, A.:

Felsbildkunst im Palaeolithikum. München 1967.